

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 24

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

Die Cabareportage:

Es fing so harmlos an ...

Das ist die Geschichte von der Entstehung des «Rorschacher Trichters». Ich teile Ihnen dies gleich zu Beginn dieses Artikels mit, denn ich möchte ungerne, daß Sie sich falsche Hoffnungen über seinen Inhalt und Gehalt machen. Mütterchen Natur hat mir soviel Phantasie mitgegeben, daß ich mir vorstellen kann, geistig hochstehende Menschen könnten wesentlichere Interessen haben, als gerade dieses: über das Zustandekommen einer Beilage zum Nebelspalter Näheres zu erfahren.

(Von den möglichen Interessen erwähne ich nur eine: die zweihunderttausendfränkige Aufführung der Oper «Moses und Aaron» von Schönberg im Stadttheater Zürich, das mit ihr eine Tat vollbracht hat, die vor ihm keine andere Musikbühne der Welt gewagt hat. Womit ich nichts gegen irgendeine andere Musikbühne der Welt gesagt haben möchte ...) Trotzdem würde ich Ihnen empfehlen, noch etwas weiterzulesen. Wer weiß, vielleicht kommen auch Sie einmal in die schiefe Lage, Ihr tägliches Weißbrot durch journalistische Arbeiten verdienen zu müssen. Und dann ist es gut, wenn Sie schon ein bißchen gewarnt sind. Ihnen wird dann nicht mehr so leicht zustoßen, was mir in einer schwachen Stunde passiert ist. Doch ich will nicht schon zu Beginn bitter werden ...

Also, die Sache war so:

Ich saß vor etwa vierzehn Monaten unten im Tessin. Genauer gesagt: ich saß unten oben im Tessin. Oben in Ronco nämlich.

Und alles war schön. Das Leben war einfach wie in einem Roman von Wiechert, nur nicht so kitschig, der Barbera war schmackhaft und in genügenden Mengen vorhanden, die Sonne strahlte, und ich tat etwas Aehnliches, nur nicht mit dem gleichen Einfluß auf die Vegetation.

Und die Tage waren von wundervoller Monotonie. Um sieben Uhr weckten mich die gesammelten Vögel der Ortschaft, um sieben Uhr zehnte schlief ich wieder ein, und um elf Uhr stand ich auf, weil es definitiv zu heiß im Zimmer wurde, und weil ein Mensch, der sechzehn Stunden geschlafen hat, einfach irgendwie hungrig ist.

Dann aß ich, spielte mit einer minderjährigen Katze oder mit meiner großen Zehe, und sank – ermattet von so intensiver Tätigkeit – wieder in die Arme des Morpheus, was ein griechischer Gott ist, und sehr gebildet klingt. Noch gebildeter wäre es, wenn man dafür einfach «schlafen» sagte, aber wer kann sich heute schon noch eine so schlichte Ausdrucksweise erlauben? Besonders wenn er schreibt. Die Leute wollen schließlich etwas für ihr Geld. Auch wenn es wenig ist. Geld, meine ich ...

So gegen Abend erhob ich mich wieder und bummelte langsam ins Dorf, stellte mich vor das Postamt, und warf ein Frankenstück in die Luft. Kam der Kopf nach oben zu liegen, holte ich die Post ab. Sonst nicht.

Und eines Tages lag er oben, und auf dem Amt lag ein Brief, und der lag mir anschließend auf dem Magen. Und zwar sehr.

In dem Schreiben kündigte mir nämlich der Franz Mächler in wenigen scherzhaften Worten sein Kommen an. Am Samstagnachmittag werde er in Locarno eintreffen. Und falls es irgendwie möglich sei, möchte er mich im «Verbano» treffen. In Ascona. Um fünf.

Ich las den Brief dreimal. Dann gab ich ein Telegramm auf. An den

Franz. Es hieß: «Brief nicht erhalten, Adressat verstorben, herzlich Wolli.»

Das war ein Fehler.

Denn das Rücktelegramm riß mich am nächsten Morgen um sechs Uhr aus dem Schlaf. Es lautete: «Ebenfalls gestorben, freue mich auf Treffen der Gespenster an verabredetem Ort, herzlich Franz.»

Also traf ich ihn. Im Verbano. Am Samstag. Um fünf.

Er war reizend. Er ist immer reizend. Er ist aufreizend reizend.

Denn gerade seine Nettigkeit ist das Gefährliche an ihm. Er erscheint, sieht aus, als ob er keiner Fliege ein wüstes Wort zurufen könnte, und plötzlich hat er einem das Versprechen abgenommen, eine Sondernummer des Nebelspalters zu schreiben. Oder zweie. Oder sonst etwas.

Ich wußte das.

Ich wußte auch, warum er kam: in irgendeiner unglücklichen Stunde hatte ich ihm einmal erzählt, daß ich eigentlich ganz gerne eine Art Magazinseite im Nebelspalter machen würde. Und diese Seite wurde zu seiner fixen Idee.

Er entwickelte sie auch jetzt. Im Verbano. Am Samstag. Um fünf.

Denn er steuerte mit unglaublicher Zielstrebigkeit auf das zu, was ihn in den Tessin getrieben hatte. Ich erwähnte so nebenbei, daß die Ascogneser Seite des Lago Maggiore die schönere sei, und er sagte:

«Apropos Seite ... wie ist das mit der Magazin-Seite?»

Ich lenkte ab. Ich erzählte, Thaddäus Troll sei auch da. Ein sehr begabter humoristischer Schriftsteller. Und der Schorsch Brunau auch. Ein unglaublich satirisches Talent.

Von Erich Maria Remarque ganz zu schweigen.

Er ging scheinbar auf mein Manöver ein. Er sprach:

«Kennst Du den Roman «Drei Kameraden» von Remarque?»

Ich bestätigte die Vermutung.

Und er sagte:

«Siehst Du, so etwas kann ich für den Nebelspalter nicht brauchen. Hingegen sollte ich unbedingt eine Magazin-Seite haben!»

An dieser Stelle schlug ich ihm vor, ein bißchen den Tessin anzuschauen

Er war begeistert, und so fuhr ich ihn nach Arcegno. Auf der alten Römerstraße. Ganz dicht am Rand. Es ging etwa zweihundert Meter ins Nichts, garniert mit etwas Kastanienbaum.

Ich hoffte sehr, es werde ihm schlecht. Vielen Menschen, die mit mir Auto fahren, wird es nämlich schlecht.

Es wurde ihm auch. Er sah aus wie ein Gorgonzola, der im Zwieli spazierengeht.

«Ist Dir schlecht?» fragte ich mitfühlend.

Er sagte, daß es ihm sei.

Und dann fügte er ächzend hinzu: «Nicht schlecht wäre es allerdings, wenn Du eine Magazinseite für den Nebelspalter ...»

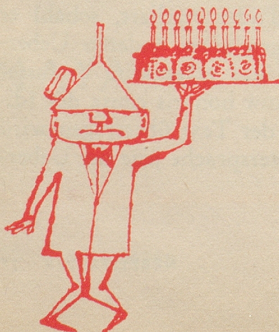
Also versuchte ich es auf andere Weise. Ich schleppte ihn in den «Giardino» in Brissago, was ein hübsches Restaurant ist, und schweren Wein in großen Fässern besitzt. Davon gab ich dem Franz. Gegen Mitternacht war er blau wie eine Generalversammlung von Eisvögeln. Und ähnlich sprach er auch.

Behutsam führte ich ihn nach Hause und legte ihn ins Bett.

Bevor er einschlief, murmelte er sachte:

«Ich bin blau und sehe gelb. Zweifarbig würde ich mir auch die zwei Magazinseiten im Nebelspalter vorstellen ...»

Daraufhin schnarchte er Gewaltig.



ges, und ich ging ins Bett, und hoffte er habe alles vergessen.

Dann weckten mich die Vögel, aber es waren gar nicht die Vögel, sondern der Franz, der durch den Morgen pffif.

Freundlich setzte er sich zu mir auf den Bettrand.

«Nun, hast Du über die Sache mit den drei Magazin-Seiten im Nebelspalter nachgedacht ...?» sagte er lieb lächelnd.

Ich schloß die Augen. Mir war nicht gut. Mir ist morgens nie gut.

Als ich sie wieder öffnete, stand der Franz eben auf, verließ den Raum und kehrte mit seiner Mappe wieder. Er entnahm ihr Bruchstücke eines Nebelspalters und sprach:

«Das ist die übernächste Nummer. Ich habe drei Seiten für Dich offengelassen!»

Ich schluckte schwer. Ich wollte etwas sagen. Ich konnte nichts sagen. Ich kann morgens nie etwas sagen. Es ist noch zu viel Sand in der Maschine.

«Bravo!» rief er.

Er hatte mein Schlucken für ein «Ja» genommen.

Sehen Sie, und seither bin ich der arme Schlucker, der Woche für Woche den «Trichter» von sich zu geben hat.

Und der Franz ist ganz allein an allem schuld.

Dabei wäre er so ein netter Mensch. Aber leider halt ein Redaktor ...

PS. Die ganze Geschichte kann sich natürlich auch ein bißchen anders abgespielt haben. Aber es ist nun einmal die Pflicht des Schriftstellers, gewisse Dinge wegzulassen. Darin besteht viel Kunst.

Außerdem bleibt dadurch mehr Platz für Inserate.

Das Echo:

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...

Wer ein ganzes langes Jahr lang Woche für Woche mit den einzelnen Bestandteilen des Alphabetes experimentiert, dem wird sogar in rauher Menge schriftlicher Bescheid zuteil.

Die Ansichten, die ihm dabei über sich und seine Arbeiten zugesandt werden, zerfallen grundsätzlich in zwei Kategorien, die voneinander so verschieden sind wie ein Mann vor seiner Wahl zum Nationalrat von demjenigen, der den Sitz bekommen hat. Es handelt sich um die Pro-Kategorie und um die Contra-Kategorie. Tiefer veranlagte Naturen könnten die Verschiedenheit der Meinungen über ein und dieselbe Sache als erfreulichen Ausdruck einer erstaunlich verwurzelten Auffassung von den hohen Rechten der Demokratie ansehen. Ich bin leider etwas oberflächlicherer Machart: ich betrachte diese Gegensätzlichkeit als Spezial-Amusement für mich.

Das klingt überheblich.

Aber bitte sehr, hier sind ein paar Beispiele, die ich im Laufe dieses ersten «Trichterjahres» gesammelt habe:

«Darf ich mir erlauben, Ihnen einmal meine großen Sympathien auszusprechen? Ihre Artikel begeistern mich jede Woche aufs neue. Nicht etwa, weil ich meistens mit Ihnen einig gehe, sondern auch weil mir Ihre treffende Ausdrucksweise, Ihr witziger Stil, Ihre Ironie gefällt.» (Bruno S., Amriswil)

«In Ihrem krampfhaften Bemühen, witzig sein zu wollen, sind Sie bloß langweilig. Und was Sie mit der deutschen Sprache treiben, geht nicht einmal auf zwei Kuhhäute.» (Walter F., Zürich)

«Für Ihre mutigen, treffsicheren und verantwortungsbewußten Artikel möchte ich Ihnen einmal meine Anerkennung aussprechen. Ich glaube, jeder Schweizer, der kritisch und klar sehen will in der bedenklichen Entwicklung unserer Zivilisation, muß Sie von Herzen unterstützen.» (Dr. D. K., Bern)

«Wenn ich jetzt noch Abonnent des Nebelspalters wäre, würde ich diesen sofort abbestellen.» (H. L., Zürich)

«Der Nebelspalter hat seit Ihrem Mitmachen um 100% gewonnen. Bei jeder neuen Nummer möchte ich Ihnen schreiben, wie sich die ganze Familie an Ihrer senkrechten, sauberen Haltung und wunderbar frechen Schnauze freut. Es ist eine wahre Freude, daß so etwas in der Schweiz erscheinen kann!» – (Walter M., Kappelen)

«Als freier Schweizerbürger schäme ich mich für diese stinkende Mißgeburt einer Glossierung, und ist die Publi-

kation dem sonst sehr guten Renommee des Nebelspalters absolut kein Pfeiler.» (W. Is., Niederurnen)

«Es ist schön, wie Sie sich immer wieder gerade für uns Jungen und unsere Probleme einsetzen ...» (Robert L., Meilen)

«Seien Sie jungen Menschen gegenüber doch nicht immer ein Wollenberger, sondern auch einmal ein Wohlwollenberger!» (J. P. S., Zürich)

«Im deutschen Sprachgebiet ist mir kein lebender Humorist bekannt, der auch nur annähernd an Wollenberger herankommt. Scheint etwas viel gesagt – für eine allfällige Widerlegung wäre ich dankbar, da diese Spezies bei diesem Format recht dünn gesät ist!» (Othmar A. B., Winterthur)

«Die meisten Ihrer Artikel sind so grausam blödsinnig und witzlos, daß ich es Ihnen gar nicht sagen kann ...» (Louise K., Basel)

«... glänzender Journalismus!» (Werner B., Bern)

«... Revolverjournalismus!» (Albert H., Bern)

«... ein zweiter Tucholski!» (K. L., Konstanz)

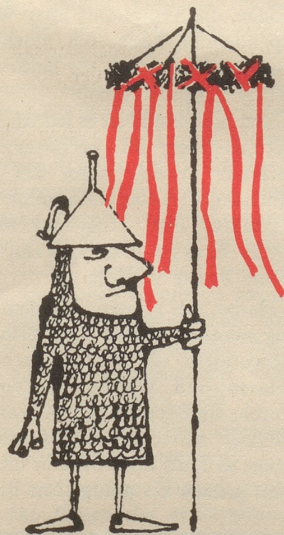
«... ein Sprachkünstler wie Tucholski würde sich im Grabe umdrehen ...» (Karl V., Basel)

So, das wär's ...

Und ich will auch gar nichts weiter dazu sagen.

Es ist ja wohl auch nicht notwendig. Außer vielleicht diesem hier:

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...



Natürlich ist die helvetische Angelegenheit, den hintersten Hafenkäse zu feiern, wenn er nur antiquiert genug ist, überaus verwerflich und im höchsten Grade lächerlich. Im vollen Bewußtsein dieser Tatsache und in der sicheren Ueberzeugung von ihrer ausnahmslosen Richtigkeit begehe ich also in der heutigen Nummer des Nebelspalters auf mehr oder minder feierliche Art und Weise das Fest des fünfzigsten «Rorschacher Trichters». Ich tue es getreu der ebenfalls hervorragend helvetischen Maxime, daß Maximen immer nur für die andern gültig sind. Was ich meinem Nächsten niemals durchgehen lassen würde, sehe ich mir gerne nach. Ich weiß, daß dieses Eingeständnis ein überaus schlechtes Licht auf mich wirft, und mir ist auch klar, daß ich drittens eitel, zweitens unfair und erstens inkonsequent handle. Dafür hat mein Verhalten einen unschätzbaren Vorteil: es ist ehrlich ...

Außerdem weise ich auf dieses kleine Privatjubiläum auch nur aus einem Grunde hin: ich möchte gerne merci sagen. Jawohl, ich habe diverse Dankeschöns (oder: Dankeschöner) anzubringen.

Hier sind sie:

Merci, lieber Herr Löpfe-Benz, daß Sie mich ein Jahr lang schreiben ließen, was ich schreiben wollte. Auch dann, wenn Ihnen Thema und Tonart nicht so richtig zusagten. Auch dann, wenn die Abgeklärtheit des achtzigjährigen Geistes die ungestümen Formulierungen und die unglücklichen Ansichten des grünen Dreißigers mißbilligte. Auch dann, wenn Sie besser wußten, was ich besser zu wissen glaubte ...

Merci, Freund Mächler! Wie oft hast Du vergeblich nach dem Couvert mit dem Manuskript gefragt, wie oft hast Du es freundlich von dem Schreibfaulen reklamiert, wie oft hast Du Dir den Zorn des ganzen Betriebes auf den stets hochehobenen Hals geladen, weil Ueberstunden die traurige Folge des verspäteten Eintreffens meiner Artikelchen waren. Und wie oft hast Du sinnlos fortlaufende Sätze durch Einfügen wertvoller Kommas (Kommata) getrennt. Hier hast Du für die nächsten zwei-drei Ausgaben ein paar zur Auswahl: , , , , , , , , , , , , , , !

Merci, ihr Photographen, Setzer und Drucker, die ich so oft versetzt habe, und die ihr durch mich so oft in Druck geraten seid! Und merci auch, ihr Korrektoren, die ihr meine Schreibereien so intensiv gelesen habt, wie sonst niemand. Einige Male habt ihr zwar ein paar Druckfehler durchgelassen, aber ich weiß nicht, ob ich euch nicht auch dafür danken muß. Druckfehler erheitern die Leute ja so. Manchmal mehr als die Artikel, in denen sie sich finden.

Merci schließlich allen Lesern: Denjenigen, die Spaß an mir hatten. Und denjenigen, die keinen hatten, auch. Mir sind beide lieb. Wenngleich mir natürlich eine Kategorie davon lieber ist. Welche, verrate ich nicht. Sie dürfen es ganz von alleine herausfinden ...

Und nach dem Dank die Entschuldigung: bitte, tragen Sie mir es nicht nach, wenn einmal eine schwächere Ausgabe des Trichters erscheint. Und tun Sie es auch nicht, wenn sich die Versager manchmal häufen. Tun Sie das, was mir über der Nachtarbeit am «Rorschacher Trichter» so diverse Male leider nicht möglich ist: Drücken Sie beide Augen zu! Notfalls auch noch eines mehr ...

Darum bitten Sie, und dafür dankt Ihnen im Namen der nächsten fünfzig «Trichter»

herzlich
Ihr
Werner Wollenberger

PS. Es ist durchaus möglich, daß Sie die Sache mit den nächsten fünfzig Trichtern als Drohung auffassen. Dagegen habe ich nichts. Warum soll es Ihnen besser ergehen als mir? Vor mir stehen sie auch als Schreckgespenster einfallloser Stunden und themenarmer Zeiten ...

Die Glosse:



Drum prüfe, wer sich ewig bindet...

Von allen beherzigenswerten Sätzen, die der sittlich hochstehende Herr von Schiller zwecks Verlängerung seines Liedes von der Glocke ersonnen hat, ist dieser einer der beherzigenswertesten: «Drum prüfe, wer sich ewig bindet / ob sich das Herz zum Herzen findet ...»

Es sollte zwar heißen «finde», aber aus diesem kleinen grammatikalischen Notzuchtversuch zugunsten der Poetik will ich dem hochgemuten Schwaben keinen Strick drehen. So etwas kann im Drange des dichterischen Geschäftes wohl einmal passieren.

Schlimmer ist etwas anderes: der gute Friedrich hat zwar eine durchaus wertvolle Forderung aufgestellt, aber er hat leider nirgends beschrieben, wie so eine Prüfung im einzelnen vor sich gehen könnte.

Das ist natürlich unfair. Da liest nämlich irgendein junger Mensch das Gedicht (gezwungenermaßen), schenkt dem Zitat seinen pubertären Glauben, und weiß dann wirklich nicht, wie er es anstellen soll, nichts Ungutes anzustellen.

Diese höchst bedauerliche Lücke zwischen fester Theorie und ungewisser Praxis ist nun aber glücklicherweise ein für allemal geschlossen worden. Wenigstens für die Damenwelt. Den heiratswilligen Fräuleins ist es von nun an klar wie ein Kaffee im Bahnhofbuffet, was sie zu tun haben, bevor sie ihr Herz einem Wesen männlicher Machart zur Verfügung stellen.

Vorausgesetzt allerdings, sie gehen in die nächste Buchhandlung, und erwerben sich dort die himmelblaue Broschüre «Was soll das Mädchen wissen vor der Heirat?». Sie kostet genau zwanzig Rappen, und ich finde das ungerecht. Das Vergnügen, das mir die Lektüre dieses Hefes bereitet hat, wäre mir ein Vielfaches der Summe wert gewesen. Ich bin fest davon überzeugt, daß es alle Aussichten hat, dereinst in die Reihe der wirklich großen Werke der humoristischen Literatur einzugehen. Alle meine Bekannten,

die es bisher gelesen haben, lachten dabei wie gutgelaunte Rennrösser vor dem Start.

Geschrieben hat das Büchlein ein gewisser Herr Miquol Medea, von dem ich nicht weiß, ob er überhaupt ein Herr ist. Ein Vorname dieser Art ist mir bis heute leider nicht vorgekommen. Deshalb weiß ich auch nicht, ob sich hinter einer solchen Bezeichnung ein Männchen oder ein Weibchen verbirgt. Aus schierer Zuneigung zum weiblichen Geschlechte nehme ich aber an, Herr Miquol sei ein Mann, auch wenn das nicht ganz sicher ist.

Etwas anderes hingegen steht ganz fest: aus dem großen Ringkampf mit der deutschen Sprache, den jeder schreibende Mensch deutscher Zunge auszutragen hat, ist der Miquol als überlegener Sieger hervorgegangen. Verloren hat das Deutsche, und zwar grausam. Miquol muß furchtbar unerlaubte Griffe angewandt haben, denn es weist in seinem Büchlein Verletzungen und Deformationen lebensgefährlicher Natur auf.

Da findet sich zum Beispiel gleich zu Beginn im Inhaltsverzeichnis der schöne Satz: «Ist es möglich, ein passender Gefährte zu finden?»

Die Frage, ob man ein Passender erwischen kann, beantwortet der Miquol in einem ganzen Kapitel. Glücklicherweise kommt er zu einem positiven Resultat: man kann! Das ist gar nicht so selbstverständlich, sagt er doch selber:

«So schwierig es ist, einen passenden, idealen Mann zu finden, so ist es ebenfalls für den Mann schwie-

rig, eine passende Frau zu finden.» An dem Satz ist zweifellos etwas Wahres. Der hat etwas für sich. Obwohl bestimmt bisher noch niemand daran gedacht hat, daß gewisse Dinge im menschlichen Leben auf einer gewissen Gegenseitigkeit beruhen ...

Das Finden von einem passender Gefährte erschweren sich viele Mädchen allerdings selbst. Miquol weiß um diese Erscheinung, und zählt die hauptsächlichsten Fehler, die junge Damen beim Einfangen von Männern machen, warnend auf. Einen davon beschreibt er folgendermaßen:

«Man hört öfters klagen: «Ich habe keine Chance!» Und ging man auf den Grund der Ursache, mußte man feststellen, daß ihre Ansprüche weit- aus überheblich waren. Wenn auch einmal eine arme Naturschönheit, ihres Glück mit einem «Chevalier» der obren Zehntausend gefunden hat, so ist es Glückssache, das mit wirklichem Glück noch lange nichts zu tun hat. Der Glaube, um die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu lenken, man müsse durch großartige Toilette glänzen, ist ein Irrtum, umsomehr, wenn es sich herausstellt, daß die Ausgaben zu ihrem Verdienstverhältnis auffallend widersprechen.»

Haben Sie sich das genau durchgelesen? Haben Sie es verstanden? Nein? – Ich auch nicht! Aber vielleicht rührt das daher, daß das Buch auch nicht für mich geschrieben ist. Ich bin schließlich kein Mädchen, das vor der Heirat etwas wissen muß ...

Mit der deutschen Sprache treibt der Miquol dann auf den folgenden Seiten herzerreißende Scherze. Etwa:

«Ein solcher Horoskop bildet die Grundlage zum Studium der zwei Charaktern.»

Oder:

«Viele sehen in der modernen Frau nur die Salondame mit der gefärbten Schönheitspflege.»

Und:

«Alle Krankheiten können durch Umstellung der Ernährung vorgebeugt werden!»

Diese letzte Feststellung interessiert mich. Vor allem möchte ich gerne wissen, wie weit man eine Krankheit etwa vorbeugen kann. Und wie zum Beispiel eine vorgebeugte Angina ungefähr aussehen würde. Nun, eine vorgebeugte Krankheit ist immer noch besser als eine zurückgeneigte Heilung. (Dieser Satz ist sinnlos. Trotzdem steht er nicht in der Broschüre des Herrn Miquol. Dies nebenbei.)

Ganz besonders prächtig gelingen dem Manne aber Bilder:

«Die Anschmeichlungs- und Anknüpfungstaktik ist für den verwöhnten, kühnen, angriffslustigen jungen Mann keine Frage, sie ist ihm gegeben. Er mag aufrichtig sein, wert, ihn ernst zu nehmen, aber leider sind unter zehn mehrere nur Schmetterlinge, die nur am Fleischgenuß Interesse haben!»

Großartig, nicht wahr? Freunde der Schmetterlinge, vergeßt nicht, Euren Lieblichen ein Schnitzel zu kaufen! Im Notfall tut es auch ein Cervelat ...

Übrigens ist der Miquol nicht nur der Erfinder des fleischfressenden Schmetterlinges, sondern auch der Entdecker der zärtlichen Wespe. Bitte:

«Im Grünen, auf der Terrasse eines Restaurants, an guten Speisen und Getränk erlabend, sitzen wir gemütlich. Eine Weile vergeht, da kommt die Wespe und umkreist uns, als wollte sie uns lieblosen, um auch die guten Dinger auf dem Tische genießen zu dürfen. Im gleichen Sinne sollte das liebeserfüllte, weibliche Geschlecht vorgehen.»

Im gleichen Sinne geht es meistens auch vor, nicht wahr meine Herren? Nur daß es aus naheliegenden Gründen mehr technischer Natur darauf verzichtet, zuerst um uns herumzufliegen ...

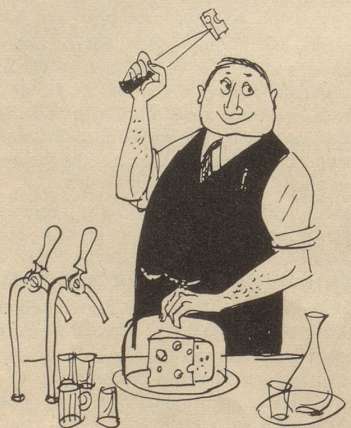
Noch schöner werden die Vergleiche, wenn sich der Miquol abstrakteren Themen zuwendet:

«Wie schön ist doch die platonische Liebe, die Symphonie aller Wärmespendender Töne. Ich möchte sie nichts öfters durch ein Salto finale – die Erotik kürzen!»

Ganz hinreißend ist es jedoch, wenn sich das Herz des Verfassers zu den Sternen erhebt, wenn der Geist Eichendorffs über ihn kommt, wenn Claudius ihm nahe und Mörike nicht fern ist – kurz, wenn er in reine Poesie verfällt:

«Herbst, bei klarem, schönem Wetter sitzen wir unter einer Eiche und bewundern die Farbenpracht der Fluren und Wälder. Dazwischen furcht ein Bächlein seinen Weg. Das Wasser plätschert durch das Gestein so laut, als wollte es uns von den grünen bis goldgelben Blätter,

.....
31



DIES, meine Damen und Herren, liebe Stamm- und andere Gäste, ist eine besondere Delikatesse: Emmentaler aus meinem Keller, von mir gepflegt – wie sich's für einen guten Wirt gehört.

Schweiz. Käseunion AG. ☞

.....

Bist Du müde,
bist Du schwach:

Dobbs
VERBENA
WURTER

macht Dich wach!

erhältlich in Drogerien, Parfümerien,
Apotheken, Coiffeurgeschäften

2,55

die kommen und wieder gehen, erzählen. Es plaudert über die prächtigen Bäume, geschmückt voller Blüten im Frühling und klagt über die Umwälzung zur Kahlheit derselben, im Herbst.»

Schade daß das Wasser nicht lesen kann. Sonst hätte es vielleicht ein bißchen über die deutsche Sprache nachgedacht und über die Umwälzung derselben durch den Miquol geklagt. Nur so ganz leise, mit gefurchter Stirn im gefurchten Weg durch die Farbenpracht der Wälder und Wiesen ...

Von dem, was das junge Mädchen vor der Ehe wissen muß, erfährt man in dem Büchlein kaum bis nichts. Wenigstens nichts Neues. Aber dafür werden einem ein paar andere Novitäten mitgeteilt. Zum Beispiel eine Tatsache, die bisher fast allen Literaturgeschichtlern entgangen ist:

«Wie viele berühmte Männer haben in Armut gelebt, nennen wir als Beispiel nur Goethe!» Das ist nun tatsächlich neu, das wußte man bisher noch nicht. Im Gegenteil, man hatte angenommen, der Herr Geheimrat sei wohlhabender Minister und Theaterdirektor gewesen, habe in Frankfurt ein überaus schönes Haus besessen und in Weimar so etwas Aehnliches. Aber oh nein, ein Hungerleider war er, der Goethe. Morgens hat er nicht gewußt, wo er das trockene Brot hernehmen sollte, und manchmal hat ihm sogar der faule Apfel, der ihm für seine dichterische Arbeit unerlässlich war, gefehlt. Und der reiche Schiller hat ihm auch nicht einen Groschen gegeben ...

Hier eröffnen sich ganz neue Perspektiven für den Literaturhistoriker: Goethes Werke im Lichte seiner Bedürftigkeit! «Faust» als Produkt der Sehnsucht eines Mannes, der sich keine junge Frau leisten kann! «Ueber allen Wipfeln ist Ruh» als Wunschtraum eines dichterischen Genies, dem seine Gläubiger keine Ruhe lassen. «Sah ein Knab ein Röslein stehn ...» als soziale Anklage eines Proletariers, der sich seine Blümchen stehlen muß ...

Wirklich ungeahnte Möglichkeiten einer neuen Goethe-Deutung!

Ferner erklärt der Miquol auch noch das Wesen des sex-appeals, der für ihn nichts Unmoralisches ist (was man ihm durchgehen las-

sen könnte), aber auch nichts mit Erotik zu tun hat (woran ich zweifle). Er definiert ihn als etwas Erfrischendes, Rassiges und Sympathisches, das eine Frau an sich haben muß, ohne dadurch auf die Sinnlichkeit des Mannes zu wirken. Und sie hat ihn nur, wenn sie ihn nicht bewußt ausübt.

Arme Gina! Bemitleidenswerte Marilyn! Schiefgewickelte Sophia! Wozu die gefüllten Pullover? Wozu die nahtlosen Strümpfe? Wozu die Hüften, die begerlich geöffneten Lippen – wozu das alles?

Aber lassen wir das. Legen wir den Miquol beiseite, und kommen wir zum Schluß.

Er besteht in einem Rat, den ich Ihnen geben möchte. Bitte kaufen Sie doch rasch ein Exemplar des Büchleins. Dann muß der «Veritas-Verlag» in Zürich, der es herausgab, zu einer Neuauflage schreiten. Und bevor er die druckt, schickt er die Broschüre vielleicht dem N. O. Scarpi.

Damit er sie ins Deutsche überträgt ...

Gesucht wird:



Diese Rubrik des «Rorschacher Trichters» steht jedem Leser des Nebelspalters zur Verfügung. Wer irgendetwas Ausgefallenes, Originelles, schwierig Aufzutreibendes oder mühsam zu Beschaffendes sucht, möge das so kurz wie möglich und nur so lang wie nötig mitteilen. Sein Wunsch wird in Form eines kleinen Inserates veröffentlicht. Findet sich ein Leser, der die betreffende Sache besitzt und sie loswerden möchte, so benachrichtigt er den «Rorschacher Trichter» in Rorschach.

Die Inserate sind zunächst kostenlos. Kommt es aber zu einem Abschluß, so schicken beide Geschäftspartner je fünf Franken an das Kinderdorf Pestalozzi, das sie brauchen kann.

*

Wir sind glückliche Besitzer eines Motorbootes auf dem Zürichsee. Demnach hätten wir also allen Grund höchst zufrieden zu sein. Immerhin fehlt uns zum letzten Glück noch etwas, und das ist ein ganz kleines Plätzchen am See, nicht allzu weit von Zürich entfernt, wenn möglich unter einem schattenspendenden Baum. Dort möchten wir unser Schiffchen während der größten Hitze anbinden können. Leider gibt es so etwas am Zürichsee nicht, denn alles

Land, das an den See anstößt, ist in privatem Besitz. Vielleicht liest ein gütiger Seeanstößer unseren Seufzer und offeriert uns eine solche Anbindegelegenheit. Wir würden uns gerne dafür revanchieren. – Offerten unter Chiffre RT-A 42 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

*

Gesucht wird ein kleiner Gartenpavillon aus Großmutterzeiten. Er sollte sechseckig oder rund sein, eine zierliche Eisenkonstruktion haben und offene Fensterrahmen, sowie einen Spitzhelm aufweisen. Zu groß darf er nicht sein, aber genügend Platz für einen Tisch und ein paar Sitzgelegenheiten sollte er wohl doch bieten. Wer besitzt solch ein Juwel vergangener Zeit und kann sich davon trennen? – Offerten unter Chiffre RT-A 43 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

*

Meine allergrößte Freude ist das Ausprobieren alter Kochrezepte, und deshalb suche ich also alte schweizerische Kochbücher, handgeschrieben oder bei

uns gedruckt. Jünger als 1880 dürften sie nicht sein. Wer hat solche Bücher, wer studiert sie nicht mehr, und wer möchte sie mir gerne zu annehmbaren Preisen verkaufen? – Offerten unter Chiffre RT-A 44 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

*

Ich wohne seit rund einem Jahr in Biel und bin leidenschaftlicher Sportfischer. Nun suche ich jemanden, der mir meine Ruchfische abnimmt. Da ich, wie gesagt, zum Vergnügen angle, will ich nichts für die Tiere. Nur putzen, ausnehmen und aufessen müßte sie der Abnehmer. Wir selber bewältigen die Menge, die ich fange, kaum (3–6 Kilogramm jeden Samstag-Sonntag), sondern müssen die Fische in die Badewanne tun, bis sie allmählich weg sind. Natürlich haben wir jedesmal wenn jemand baden möchte, ziemliche Unannehmlichkeiten, bis die Fische erwischt und bis sie dann wieder in der Wanne sind. – Offerten unter Chiffre RT-A 45 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.



Künstler weiß kaum wohin mit seinem Ideenreichtum!



Man muß sich seiner Umgebung anpassen

CityHotel zürich

Erstklass-Hotel im Zentrum
Löwenstr. 34, nächst H'bahnhof, Tel. 272055

Jedes Zimmer mit Cabinet de toilette,
Privat-WC, Telefon und Radio / Restaurant - Garagen / Fernschreiber Nr. 52437